

Ernte im Weinland

Ein Getreidefeld im Juni ist immer ein hoffnungsvoller Anblick, der jedem Naturfreund das Herz höher schlagen läßt, umsomehr einem Bauern, der mit einem gewissen Stolz „sein Feld“ betrachtet. Vergessen ist all die schwere Arbeit, alle Sorge und aller Kummer, den er bei einem aufsteigenden Gewitter an einem heißen Tag hatte. Denn nichts fürchtet er um diese Zeit so sehr als ein Schauerwetter, das in einigen Minuten all seine Hoffnungen begräbt.

Schwer neigen sich die vollen Ähren und erheben sich gleich wieder, wenn ein warmer Wind talaufwärts streicht. Da gleicht ein Kornfeld einem wogenden Meere, das im Schimmer der Sommersonne aufleuchtet und wieder verdunkelt wird, wenn ein Wolkenschatten langsam über Hügel und Tal gleitet. Hummeln und Bienen summen im nahen Kleefeld, Grillen zirpen und in der Ferne schlägt eine Wachtel. Etwas Geheimnisvolles liegt da in der weiten Natur, das schon unsere Ahnen fühlten. Denn sie erblickten in dem wogenden Ährenfeld Geister und Dämonen. Es war dies das gefürchtete „Trodmann!“, das gerne kleine Kinder einfing und nicht mehr losließ.

Schon zu Pfingsten achtet der Bauer auf Wind und Wetter, das ihm die Erntezeit andeutet; denn eine alte Bauernregel lautet: „Sonnige Pfingsten – goldene Ernte“ oder „Lichte Pfingsten – schwere Ernte“ oder „Auf den Juni kommt es an, soll die Ernte wohl bestahn.“ Neigen sich die vollen Ähren zur Erde, so wollen sie den Bauern grüßen, der beim Feld vorübergeht. Stehen sie gerade, dann blickt er sorgenvoll über das Ackerland, weil er weiß, daß die kommende Ernte nicht seinem Wunsch entspricht. Regenwetter zu Maria Heimsuchung verheißt eine schlechte und nasse Erntezeit. Der Juli soll trocken und heiß sein. Vorüber sind Tanz und Unterhaltung, da in der Erntezeit die Geigen genau so schweigen müssen wie im Advent. Die „Bromusik“ war die letzte Tanzunterhaltung im Dorfe in den Tagen, da der Bauer die Kleebrache umackerte.

Nach den alten Dorfrechten sollten sich die Bauern um diese Zeit nicht gegenseitig die Arbeitskräfte abreden. Die Dienstboten besaßen da kein Kündigungsrecht; wer den Bauernhof verließ, erhielt keinen Jahreslohn ausbezahlt. In der Erntezeit war jede Nacharbeit, wie Binden, Mähen und Aufstellen von Häuferln untersagt. Der Halter durfte die Weidetiere auf die abgeernteten Felder treiben (1660).

Die Ernte beginnt gewöhnlich im Weinlande anfangs Juli; denn das Volk sagt: „Kilian (8. Juli) stellt die Schnitter an.“ Im Marchfelde kann man oft schon zu Peter und Paul (29. Juni) Mandeln sehen. Zu lange wartet der Weinbauer nicht zu, weil er sich an den Satz hält: „Das Korn muß man in der „Güll“ mähen“, d. h. wenn es noch nicht hart ist.

Im Weinlande wartete man früher auf die mährischen Schnitter, die von Hohenstadt, Trübau und Brodek bei Proßnitz kamen und die auch ihre Hilfskräfte mitbrachten. Sie besaßen eigene Sensen, „Haferzeug“, das war eine Sense mit Reff und Spießen, die den Schwaden schön zur Seite legten, so daß ihn der Abraffer oder Wegnehmer bequem mit der Sichel fassen konnte. Die Schnitter waren fleißige, ehrliche und sangeslustige Leute, die schon ihre Bauernhäuser hatten und Hausbrauch wußten. Sie übernahmen die Arbeit „im Akkurd“ und mähten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. 1735 zahlten die Weinbauern für eine

Gwanten-Joch Acker an Schnitterlohn 2 fl. 15 kr. (1 Metzen Weizen kostete 1 fl. 12 kr., Korn 42 kr., Hafer 30 kr., Linsen 45 kr., Gerste 30 kr. und Brein 45 kr.). 1768 betrug der Lohn 2 fl. 20 kr. (1 Eimer Wein 1 fl. 30 kr., eine Melkkuh 5 fl., 1 Metzen Hafer 45 kr.). Der Bauer gab ihnen Speise, Trank und Unterkunft. Am Sonntag ruhten sich die Schnitter aus; die Frauen wuschen die Wäsche und nähten an ihren Kleidern. Nachmittags tanzten sie in einer Scheune zu den Klängen einer Handharmonika. Dazwischen sangen sie Lieder aus ihrer grünen Waldheimat, erzählten Geschichten und lustige Schwänke, denen auch die Ortsbewohner gerne lauschten. Man mußte staunen, wie dieses bescheidene Völkchen die Freizeit unterhaltend und anregend zu gestalten wußte. Am Montag standen sie wieder auf dem Getreidefeld und mähten fest drauf los.

Ein Erntetag im Weinlande – tausend fleißige Hände regen sich, um die Feldfrüchte rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen. Heiß strahlt die Sonne vom dunkelblauen Himmel, keine Wolke ist zu sehen, kein Lüftlein regt sich, hell klingt ab und zu die blitzende Sense, wenn sie der Mäher wetzt; das ist für ihn eine kurze Ruhepause zum Verschnaufen, mit dem Hemdärmel wischt er sich den „Schwitz“ aus dem Gesichte und mäht wieder weiter, um nicht ein großes Stück zurückzubleiben. Auf dem Rückweg stärkt er sich gründlich an dem Hastrunk, der im Schatten eines Strauches steht. Erhebt sich endlich ein Lüftlein, dann atmet jeder erleichtert auf, lüftet den Hut und das schweißdurchtränkte Hemd; die Abnehmerin richtet sich einmal auf, streckt sich und dehnt sich und trocknet sich das Gesicht mit der blauen Schürze. Gegen Mittag steigt die flimmernde Hitze aus dem trockenen Stoppelacker und zittert über die Garben und Mandeln, Glocken klingen in der Ferne, eine Peitsche knallt aus dem grünen Hohlweg, wie ein schwarzer Wurm kriecht ein Züglein talaufwärts durch die lachenden Fluren, vollbeladene Getreidewagen rollen auf den staubigen Wegen dem Dorfe zu, verschwinden dort in dem grünen Wäldchen und kommen nach kurzer Zeit wieder zum Vorschein. Leise singen die Telegraphendrähte an der Reichsstraße ihr eintöniges Lied, das nur von den Kraftwagen unterbrochen wird, die den Staub hoch aufwirbeln lassen. Kein Vogel ist zu sehen, keine Grille zirpt im dürrn Gras und kein Schmetterling gaukelt über das rotleuchtende Kleefeld.

Nun erscheint der Essenträger, nach dem die Schnitter schon etliche Male ausschauten; denn ihr Hunger ist bei der schweren Arbeit leicht verständlich und genau so bekannt wie der der Drescher. Das weiß die Bäuerin daheim und hat auch dementsprechend aufgeköcht. Hinter dem schattigen Strauchwerk lagert sich die Gruppe um den Korb; Teller klirren, Löffel werden herumgereicht und schweigend „haut“ jeder ein, um wieder Kraft und Ausdauer zu bekommen, dazwischen kreist die große Weinflasche, aus der jeder einen tüchtigen Zug macht; denn in der Heimat müssen die Leute den Wein entbehren, auch das Fleisch ist bei dem kargen Lohn höchstens eine Sonntags- oder Feiertagsspeise; deshalb fahren sie gerne „ins Österreichische“ zu den Weinbauern, um ihnen das Getreide zu schneiden. In ihren Augen war das Weinviertel das Land, wo Milch und Honig floß.

Nach dem Essen „tunkt“ jeder eine Stunde und bald schnarcht der eine oder andere. In der Hitze der Mittagszeit ruht die Arbeit. Bevor sie wieder antreten, dengeln sie ihre Sensen und bessern vorhandene Fehler aus. Ein Rundblick über das weite Tal zeigt ihnen die Arbeit der anderen; da liegen ganze Breiten voll Häuferln und Garben, die schnurgeraden Mandelreihen wachsen nur so aus der Erde. Diese Arbeit macht der Bauer gewöhnlich selbst mit seinen Leuten und stellt die „Eilfer“ genau in die Mitte des schmalen, aber langen Feldes. Ein reger Wetteifer herrscht bei den Bauern eines Dorfes, da oft jeder der erste sein will. Manchmal macht aber das Wetter einen Strich durch die Rechnung der Schnitter; ist es sehr

„brutig“ und schwül, dann kommt ein Ungewitter. Die Leute merken es sofort in der Natur: die Sonne sticht, die Fliegen und Mücken sind „sekkant“, die Schwalben kreisen im Tiefflug um die Menschen und Tiere, am Horizont zeigt sich im Wetterwinkel eine dunkle Wand, die immer größer wird. Plötzlich erhebt sich ein Wind, der die „Walln“ zerreißt, daß die Halme im Kreise herumwirbeln, Mandeln stürzen um und auf den Feldwegen steigen Staubwolken auf, Blitze zucken und der Donner rollt. Schnell holen sich die Arbeiter ihre Kleider und eilen in die nahe Weingartenhütte, um sich in Sicherheit zu bringen. Der Regen gießt in Strömen, in den Furchen und Gräben fließen die schmutzig-gelben Bächlein talabwärts, jede Arbeit ruht. Doch dauert das Unwetter nicht lange. Die Wolke zieht gegen Osten ab und der blaue Himmel erscheint wieder. In der Ferne sieht man einen Regenbogen. Hat der Regen nicht viel gemacht, so kann die Arbeit nach 1 bis 2 Stunden weiter gehen.

Gefehlt ist es, wenn „im Arnt“ ein Schlechtwetter eintritt, das längere Zeit anhält; dann wachsen wohl im Walde die Schwämme, aber das Getreide und vor allem das Körndl leiden Schaden. Deshalb sagt eine Bauernregel „Viel Schwammer – viel Jammer.“

Die Schnitter bleiben draußen, so lange sie nur etwas sehen. Zu Margareta (20. Juli) soll schon die Gerste gemäht sein und zu Magdalena (22. Juli) stehen gewöhnlich die Weizenmandeln. Die Mandeln bleiben etwas länger stehen, damit sie gut austrocknen. Ist das Feld abgereicht, so kann der Knecht schon „halmen“, d. h. seicht ackern. Rasch ändert sich nun das Bild der Heimatflur, die mehr den Herbstcharakter zeigt, wenn der Hafer geschnitten ist. Die Fremden haben ihre Arbeit geleistet, sie erhalten ihren Lohn, dazu 2 bis 3 Laib Brot und Wein. Damit kehren sie in ihre Heimat zurück, wo erst die Ernte beginnt.

Das Hereinführen der Feldfrucht besorgt der Bauer mit dem großen Leiterwagen, in den er eine Plache einbreitet, damit nicht die Körner auf den Acker fallen. In Herrnbaumgarten schmücken die Leute die letzte Getreidefuhr mit grünen Zweigen und Ästchen, die sie in die Garben am Rande einstecken. Mitten in dem frischen Grün sitzen der Knecht und die Magd, die laut juchzen und singen, weil die Ernte beendet ist. In Wilhelmsdorf wird das Getreide gleich gedroschen und dann vereinigt der „Schnitterhahn“ die Bauernfamilie und die Hilfskräfte. Ein besseres und reichliches Essen kommt auf den großen Küchentisch, der Wein darf nicht fehlen. In den letzten Jahren zeigen sich bescheidene Ansätze eines bodenständigen Brauchtums wie Erntekranz und Erntedankfest.

Noch um 1890 war in Poysdorf der Gebrauch der Sichel bei dem Getreidemähen zu finden, 1903 schnitt man noch damit Gerste. Damals tauchten bei größeren Bauern die ersten Maschinen (Grasmäher) auf. Von 1914 an erschienen nicht mehr die mährischen Schnitter; dafür stellten sich nach dem ersten Weltkrieg Burgenländer und Slowaken ein. Diese waren nicht wenig erstaunt, daß bei uns kein „Aldomas“ (Erntehahn) stattfindet. 1923 sah man in Poysdorf die erste Getreidemähmaschine und 1942 die erste Bindemaschine; sonst ist die „Sengst“ allgemein gebräuchlich. Sie heißt noch „Waderl“, in Hausbrunn „Wachler“ und in Falkenstein „Mahderzeug“. Manchmal sieht man auch Sensen mit einem kleinen Rechen seitwärts, „Gaberln“ genannt. Die Strohbandeln sind in „Buschen“ zu 55 Stück zusammengebunden; in Falkenstein zählt ein „Bunkel“ 65 Bandeln. Die Zahl der Garben bei den Mandeln ist nicht gleich; in Poysdorf stellt man Elfer auf, in Falkenstein Neuner und Dreizehner, in Alt-Ruppersdorf Vierzehner, in Hausbrunn Fünfzehner, in Poysbrunn beim Korn Dreizehner, bei der Gerste Elfer und beim Hafer Neuner. Die Herrschaften halten sich nicht an diese bäuerlichen Mandeln, sondern stellen die Garben in Puppen und Häuferln

zusammen. Statt der Strohbandeln benützen die Bauern seit einigen Jahren die Schnüre, „Jutebandeln“, die sehr praktisch sind.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Ausgabe Juni 1948, Folge 6, S. 71 + 72